

Tägliche Omaha Tribune

TRIBUNE PUBLISHING CO., VAL J. PETER, President. 1311 Howard Str. Telephone: TYLER 340. Omaha, Nebraska.

Des Moines, Ia., Branch Office: 407—6th Ave.

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr \$5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblattes: Bei früherer Vorauszahlung, per Jahr \$1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Neb., Donnerstag, den 5. April 1917.

Gegen Deutsche Tageblätter.

Senator Boiesenter hat Mittwoch im Bundesrat eine Resolution eingereicht, um die deutschen Tageblätter Amerikas zu unterdrücken. Er fordert, daß man ihnen das Postrecht entziehe, wodurch sie zu einem sicheren Tode verurteilt wären. Der Vorschlag ist nicht neu. Er wurde vor einiger Zeit von unserem gebürtigen Richard L. Wetmore gemacht, der dabei einen Schritt weiter ging und die Unterdrückung aller fremdsprachigen Zeitungen Amerikas forderte. Vor einigen Tagen wurde er in veränderter Form von der New York Sun wieder in Erwähnung gebracht, die forderte, daß künftig alle Tageblätter in englischer Sprache erscheinen sollten. Bei der mit der Kriegslage entstandenen hysterie und Verbrennungswellen berartige Vorschläge zu erörtern, daß aber ein Bundesgesetz ein solches Verbot zu fordern, daß diese der Schaffigkeit und Vorsicht entsprechenden Idee zur Ausführung gebracht werde, beweist, daß die Verbrennung weitere Kreise umfaßt, als man gemeinlich annimmt.

Senator Boiesenter geht in seiner Forderung weiter als Canada gegangen ist. Dort gibt es zwar keine deutschen Tageblätter, aber statt verbreitete Wochenblätter, von denen nicht ein einziges gesamt unterdrückt wurde. Wohl sind einige dieser Zeitungen eingezogen, wegen der tragischen Geschichte, die der Krieg mit sich brachte, und dem Fortziehen vieler Deutschen, aber durch Regierungsgewalt wurden keine unterdrückt. Die Blätter müssen sich natürlich den Bestimmungen der Regierung fügen. Die Unmöglichkeit der Forderung Boiesenters ist zu augenfällig. Wie beträgt sie sich mit der Behauptung des Präsidenten Wilson, der in seiner Kriegserklärung sagt, die Ver. Staaten hätten nichts gegen das deutsche Volk, sondern nur gegen die deutsche Regierung? Sie wollten das Volk von der Bedrückung ihrer eigenen Regierung befreien? Durch eine Handlungsweise, wie die vom Senator Boiesenter vorgeschlagene, würde der Welt sofort bewiesen werden, daß es sich um eine hohe Piraterie und erbärmliche Scheuheit handelt, denn man kann hier nicht unterdrücken, was man dort befreien will.

Seine Forderung ist so absurd, daß wir nicht glauben, der Kongress wird sich auch nur im Augenblick ernstlich damit beschäftigen. Der Herr Senator ist anscheinend der Ansicht, daß Unterdrückung der fremdsprachigen Zeitungen ein gutes Mittel sei, wahren Patriotismus zu fördern und die bössliche Verschiedenheit in dem Völkergemisch, aus dem sich die Bevölkerung dieses Landes zusammensetzt, zu beseitigen. Das ist jedoch ein absolut verkehrter Gedanke, und die Erfahrungen der Weltgeschichte zeigen aufs deutlichste den vollständigen Fehlschlag aller derartigen Versuche. So lange man nicht ein Mittel erfinden kann, den Leuten das Sprechen einer fremden Sprache auch im häuslichen Umgang unmöglich zu machen und vor allem das Denken in einer fremden Sprache zu verbieten, müssen solche Versuche scheitern.

Die alten Römer waren staatsklug genug, den von ihnen unterworfenen Völkern Religion und Sprache zu belassen und sie auf andere Weise zu guten römischen Bürgern zu machen; andere Eroberer aber versuchten dies Ziel mit Zwangsmitteln zu erreichen und mußten die Erfahrung machen, daß sie damit gerade das Entgegengesetzte von dem erzielten, was sie beabsichtigten. Und außerdem haben die Vereinigten Staaten die in ihrem Gebiet lebenden nichtenglischen Bewohner nicht unterworfen, sondern sie sind freiwillig hierher gekommen und nur zu gern bereit, ihr früheres Volkstum in einem friedlichen Verschmelzungsprozesse gegen ein neues, amerikanisches einzutauschen.

Mit hartem Zwang wird er nie erreichen, was sich mit Vernunft und Güte durchführen lassen wird.

Spekulation über die Kriegsdauer.

Bierck rechnet in seinem „International“ auf einen Krieg von noch fünf Jahren. Uns imponiert es nicht, schreibt er, wenn man meint, daß das Ende des Krieges in Sichtweite sei. Das deutsche Volk ist nicht in der Bekämpfung nahe. Die Streiter stehen in der Hauptstadt noch da, wo sie vor Jahresfrist gestanden haben. Eine revolutionäre Veränderung im Aussehen der Dinge ist nirgends wahrzunehmen. Wir leben noch nichts, was dafür spricht, daß große Ereignisse sich nicht wie die Napoleonischen Kriege in die Länge ziehen sollte. Das das Gegenteil glauben, davon in so fern fröhlichen Glauben auf die Wunderkraft dessen, was man die Wissenschaft nennt. Weil wir die Lufttelegraphie, die Luftschiffe und die Unterseeboote besitzen, hält man es für selbstverständlich, daß der Krieg sich wie eine Reihe von blitzartigen Ereignissen abspielen müsse. Wir sind darüber bereits bitter enttäuscht, aber wir werden noch mehr Enttäuschungen erleben.

Daß man in Deutschland die Möglichkeit einer Beteiligung Amerikas in Anspruch gebracht hat, ist wohl anzunehmen. Wenn man der Unterdrückung nicht den erhofften Erfolg hat, was dann? Ruß Deutschland dann unterliegen? Der U-Boottkrieg ist nur ein Trumpf, den Deutschland auszuspielen hat, ein höherer zwar, aber nicht der höchste. Der höchste Trumpf, den Deutschland auszuspielen hat, ist seine Unüberwindlichkeit zu Lande. Frankreich bietet gegen die seine letzte Kraft auf, England wird bis über's Haupt keine letzte Kraft aufzubieten haben und uns ist es mit dem besten Willen nicht möglich, die Millionen, die nötig wären, um Deutschlands Widerstandskraft zu brechen, hinüberzuschaffen und zu beschäftigen. Es tut mir leid, daß ich Herrn Wilson keine bessere Perspektive zu eröffnen vermag, aber es ist nun einmal so. Ich befürchte sehr, daß wir den ganzen Handel noch bitter bereuen werden, ehe das Jahr noch auf die Reihe geht, wenn's so lange dauert.

Daß Deutschland uns lieber als offenen, denn als verkappten Feind sieht (?), glaube ich ganz bestimmt. Alle Anzeichen sprechen dafür. Wir wollen den U-Booten mit Sollschiffen, die „Sunderland“ dazu gebaut werden sollen, ausweichen, wobei wir wenigstens den Panzer sparen, wenn sie versinken. Natürlich werden diese U-Boottörer auch „zu Hunderten“ versenkt werden, denn was soll sie wohl davon bekommen, wenn zur Nachtzeit das U-Boot aus den Wäldern steigt und den „Jäger“, der sich unmöglich ganz in Finsternis halten kann, aus Korn nimmt. Seine Flotte wird man in Washington so wenig aufs Spiel setzen wollen, wie man das in England tut, aber glaubt man in Washington, daß man mit seiner Flotte mehr ausrichten könne als die englische, die zum zweiten Mal hinter der „Rone“, die jetzt noch Verletzung von etlichen Dutzend Schiffen mit nahezu sechshundert Gefangenen unterleitet in den heimlichen Hafen wieder eingelaufen ist, das Nachsehen hat?

Wird aber nun, wie Bierck im „International“ meint, der Krieg noch fünf Jahre lang dauern? Bierck begründet das damit, daß Deutschland nicht um Verlungen der, der Feind seit Jahr und Tag die Kriegslage nicht wesentlich zu verändern vermocht habe. Im Gegenteil, die einzige wesentliche Veränderung ist jetzt an der Westfront von den Deutschen ausgegangen. Angeordnet und vorgezeichnet wurde dieselbe, wie man dem Kaiser jetzt erzählt, von Hindenburg und Ludendorff und ausgeführt wurden die Truppenkörper zurückgenommen, so daß sich für den Feind nirgends eine Angriffsfläche bot und Wäldern hin mit der Nachhut geföhrt werden konnten. Diese Veränderung hat für die Deutschen die Bedeutung einer gewonnenen Schlacht, denn sie gibt ihnen die beherrschende Stellung und zwingt den Feind unter höchst ungünstigen Umständen, seine Stellung derselben anzupassen.

Was der Zweck des deutschen Wanders ist, läßt sich noch nicht wahrnehmen. Ob hier die große Entschleunigung geschlagen oder auch nur wieder eine neue Rauer erreicht werden soll, die weil die Schlagen auf anderen Kriegsschauplätzen geführt werden, ist noch in Schöpfung der Zukunft verweilen. Was gegen die erste Annahme spricht, ist, daß es in den Berichten von Berlin so sehr anscheinend wird, gewissermaßen zur Freilegung. Kom erwartet einen Sturmangriff auf seine Flono-Front, den

die Oesterreicher im Verein mit den Deutschen unternehmen würden, um sich Berlins zu bemächtigen und von hier aus Italien den Frieden zu bieten. Aber Italien lehne den Angriff getrost ab. Die russische Front beginnt oben, unten und in der Mitte aufzumachen. Oben, bei Riga, erwarten die Russen einen Gewaltangriff zum Vorstoß auf Petersburg, und spricht man dort bereits davon, für den Fall einer Gefährdung der Hauptstadt die Regierung nach Moskau zu verlegen. In der Mitte der Front brechen die Deutschen und Oesterreicher gegen Winst vor, wo die Straße nach Moskau führt—400 Meilen! Auch an der inozentischen Front regt sich's wieder und haben die Deutschen und Bulgaren hier am 20. und 21. März den ersten Tage vorher an die Franzosen verlorenen Boden wiedergewonnen. Aus alledem läßt sich nicht entnehmen, wo der Hauptschlag in diesem Jahre geführt werden soll.

Volltreffer.

Es ist schon ein Zugeständnis, daß die „Chicago Tribune“ den Deutschen Amerikaner macht, wenn sie sagt, daß dieselben nicht nach Europa gehen dürfen, sondern nur in der Heimat kämpfen sollen, um gegen die Feinde zu kämpfen, sondern hier bleiben sollen, um das Vaterland zu verteidigen. Das wollen wir gern, denn unter Land verteidigen wir gegen jeden Feind, einzelne welche Kasse er trage. Das sind wir uns selbst schuldig. Daß wir gegen unser eigenes Fleisch und Blut kämpfen sollen, will auch die „Tribune“ nicht.

Was wird aus den Deutschen, die keine amerikanischen Bürger sind? Aus den Jahren 1799 und 1822 besteht zwischen Preußen und den Ver. Staaten ein Vertrag, der den beiderseitigen Bürgern Sicherheit der Person und ihres Hab und Gut verbürgt und hier internierten Handelsschiffen für 9 Monate Schutz gewährt. Deutschland hat nun vorgeschlagen, jenen Vertrag dahin zu ergänzen, daß den Schiffen freies Geleit auch durch die Blockade zugeteilt werden sollte und der Reichsdeutschen volle Bewegungsfreiheit. Da man nun hier massenhaft Spione reißt und bereits von Registrierung und Internierung nach nachweislich Mutter träumt, so hat man die deutschen Vorkämpfer zurückgewiesen, freilich mit der freundlichen Versicherung, den Internierten des Kaisers würde hier nichts in den Weg gelegt werden, solange sie sich nichts zu Schulden kommen ließen. Nach Ablauf der 9 Monate würde man nötigenfalls die Schiffe konfiszieren, sie aber nach Beendigung des Krieges vergüten.

Die britische Propaganda arbeitet zurzeit mit fieberhafter Regiertheit. Trotz der in England herrschenden Panik werden alle amerikanischen Zeitungen (auch die unferne) mit Pamphleten und Broschüren überflutet, die Schauererzählungen von deutschen Gräueltaten aufzuführen. Wir merken solche Schriften nicht in den Papierkorb. Wir bezeichnen dieselben auch und wenn wir genug haben, werden wir dieselben einsamplen und aus dem Papierbrei eine Statue des Baron Münchhausen herstellen lassen.

Nur nicht aus der Rastung bringen lassen! Keinen Luftum reden. Bürgertrouie ist selbstverständlich. Man erpore es sich daher, sie jedoch nachhersten gleichsam auf dem Präsentierteller darzubringen. — Mebrigens ist zu wiederholen: Nur ruhig Mut! Niemand wird in seiner Freiheit oder seinem Eigentum bedrängt oder gefährdet werden, solange er sich den Landesgesetzen unterwirft. Für Bürger dieses Landes vertritt sich das von selbst, die stehen unter dem Schutze der Verfassung. Aber auch Nichtbürger haben keinen Anlaß zur Beunruhigung, solange sie das ihnen gebührende Gehorsam nicht missbrauchen, nichts unternehmen, was gegen den Frieden des Landes gerichtet ist und sich aller Äußerungen enthalten, die diesen Frieden gefährden könnten.

Storz ehtes Bod-Bier

Das beste in der Stadt. Am 2. und 3. in Flaschen am und nach dem 2. April. Regt Euch einige Minuten dieses berühmten Getränkes in Euren Kellern ein. Telephoniert an Chas. Storz, Webster 1260.

Bogeldialekte.

Der Gesang des Bogels trägt das Gepräge der Hügelländ.

Das Bogellied, dessen Schönheit und Reichhaltigkeit sehr häufig mit dem Standard des Tieres zusammenhängt, ist immer ein Minnelied, denn es spielt bei der Werbung und Paarung, beim Liebesstreit und bei der Abgrenzung der Brutreviere eine große Rolle. Der Gesang löst das Weibchen an und niemand außer ihm ist zur Kritik am Liebesreben. Der Gesang des Bogelmännchens aber steigt und fällt mit seinem Geschlechtsleben!

Die Nachtigallenmännchen, die im Frühling antommen, singen fast die ganze Nacht, um die später eintreffenden Weibchen auf ihren Nestort aufmerksam zu machen, und auch während der Brutzeit verstimmt der Gesang des Bogelmännchens nicht. Die Beobachtung hat gezeigt, daß das jahreszeitliche Verhalten der Männchen und Weibchen zueinander auf die Gesangsleistung einen großen Einfluß hat. Sind mehr Weibchen einer Art in einer Gegend vorhanden, so ist der

Die Wacht in Schnee und Eis.

Stimme aus Südtrol von Gabriel Berter.

Das ist eine hamiische Arbeit gewesen, die Winterstellung hier oben auf den kalten Felsen eingermaßen zu einem menschenwürdigen Unterschlupf auszubauen,“ murmelte der junge Oberleutnant mit anerkennenden Worten seine Mannschaft auf. „Aber nun ist's geschafft, brav habt Ihr Euch alle gehalten — ich glaube, es war auch hohe Zeit, daß wir unsere lieben Hausfrauen noch so halbwegs unter Dach gebracht haben“ — und seine klaren Augen hingen dabei mit sorgendem Blick an dem nahen Firmament. „Hoffentlich begrüßt uns nicht gleich im Anfang schon ein böses Schneetreiben hier oben. Nun Kinder, macht Feuerabend, heute gibt's noch einen Extra-Tabak und am Abend guten Rum.“

Ueber die geröteten, weitergebräuteten Gesichter der Leute ging ein frohes Leuchten. Sie hingen alle mit unerschütterlicher Begeisterung und Treue an ihrem fürsorglichen Kommandanten; sein jugendfrisches Wort war ihnen allen ein Evangelium. „Was nicht so schlimm, Herr Oberleutnant!“ antwortete treuerzählig einer der Kommaniere im Namen der anderen, und für Schutz gegen das Wetter und die Kälte ist ja auch schon gesorgt; Hauptsache, daß wir den verdammten Wölfen auf dem Rachen sitzen.“

„Ruh gesprochen, Fuchs, und nun Seebus.“ Leichten Schrittes ging Oberleutnant Ambrosi zu seiner Behausung zurück. Wirklich, sie war gut angelegt, eckig, solide, weissensteinern. Wie ein Schneebauwerk war der kleine, versteckte Bau in die bizarre Gesteirerde, dicke Steinmose eingefügt, wie das gehörig und für den nicht Eingeweihten kaum erkennbar. „Allo, hier heißt es nun bis auf weiteres haken.“ überlegte er, „aber zuerst muß man sich wohl an die Kälte gewöhnen; ein anderes Lüstchen weht hier oben auf dem Karst, wie da unten im sonnigen Tal. Und dabei gehen wir doch erst dem Winter entgegen. Aber fort mit der Begrüßung.“ Eine unwillige Bewegung begleitete seine Gedanken. Er vermochte jedoch nicht, ein leichtes Zerkeln zu verdrängen, und ganz unbedeutend füllte er den hohen Krater seines Lieberodes auf. „Brüß Dich Gott, Herr Oberleutnant!“ rief ihm die bekannte frohe Stimme seines jüngsten und einzigen Leutnants im Eingang des kleinen Winterbilla entgegen, „bin ich froh, daß du heimkommst, Idau, wie ich alle vorbereitet habe.“ — „Wilt ja das reine Hausmütterchen,“ lobte Ambrosi, „wirklich, eine Tasse Tee wird mir gut tun.“ Und seine Blicke weiltens freundlich auf der schmiegamen Zünglingsgestalt des Kameraden und den sprechenden dunklen Augen, die so lebensfröh, erwartungsvoll in die Welt hinausguckten, als könnten ihm ihre tiefen Mythen nicht schnell genug verflüchtigt werden.

„Eigentlich sollten wir eine kleine Feier veranstalten, Herr Oberleutnant, Fertigstellung und Einweihung des Baus und.“ — „Was denn noch mehr, kleiner, sind wir zwei denn zum Feiern hier hinaufkommandiert worden? Ist keine Telephonanmeldung von den Postposten gekommen?“ „Nichts, Herr Oberleutnant, alles ruhig. Geh, schon, ich habe noch eine Überbahrung für dich.“ „Nun, da bin ich neugierig.“ „Allo heute abend Familienfeier mit Musik.“ „Atts-ops!“ lachte Ambrosi und schlug dem jungen Kameraden, mit dem er die große Einsamkeit auf ungeschätzte Monate teilen sollte, freundschaftlich auf die Schulter. „Holt wohl Nachschick bekommen, weil du gar so vergnügt bist, von der schönen Wold!“ „Stimm!“ „Na, dann verheiß ich, also gut, feiern wir ein bißchen, mit der üblichen Wortsch natürlich.“

Die kleine Wintervilla, von Leutnant Edert „Voldhütte“ getauft, lag längst schon rings in weitem Schneegelbe. Einig lang schien den beiden jungen Offizieren die Zeit, die sie nun in ewigem Einzel, kaum einmal durch ein unbedeutendes Ereignis unterbrochen, darin in treuer Kameradschaft hausten. Die Wälder hielten jenseits der Bergspitze bequemen Winterschlaf und schienen ansehend froh, daß sie niemand aus ihrer Einsamkeit aufweckte. In ungebildigen Worten auf das erlösende Kommando verbrachte Ambrosi mit seiner Batterie hier oben die langen Tage, aber es blieb ausstarren in dieser Stellung, die einen wichtigen Zugang zum Tal verteidigte. Die Zeit schlich dahin mit der gewohnten Dienstübung der Mannschaft, bei den beiden Offizieren noch reichlich viele Stunden für andere beachtliche Dinge, Feindbriefe schreiben und lesen; selbst mit kleinen Zeichnungen beschäftigte sich der junge Edert zuweilen. Aber merkwürdig still war der hübsche blonde Junge hier oben geworden in der tiefsten Einsamkeit. Ambrosi, sein lieber Vorgesetzter, konnte nicht die brennende Sehnsucht nach dem verlassenen Erden nicht erleben.

und dann, der Kommandant war ihm ein großer Schmeißer, wo er selbst dagegen in seiner Jugendschwärze vom Herzen herunterredete, was ihm eben bewogte.

„Nun, Edert,“ meinte der Oberleutnant eines Tages, als nach bösen Wetterflürmen heftiges Schneetreiben einsetzte und der Weg zur Voldhütte nur mehr mit Schotterigkeit zu erreichen war, „jetzt hängt die Situation für uns hier oben an ungenüßlich zu werden. Gottlos, daß wir Proviant genug haben. Ich will, bevor es zu spät ist, selbst noch zu den Kameraden von den Jägern da vorn, möglich, daß wir auch von ihnen für kurze Zeit abgeschnitten werden.“

„Bis, Herr Oberleutnant!“ „Bühliche Rationenkürze und Schneeverwehungen können eintreten, Freundel, ich kenn meine Ärtler Berge besser als du alter Wiener Draher. Schau doch nach, ob die Telephonverbindung mit dem Kommando im Tal noch funktioniert.“ „Es meldet sich niemand,“ berichtete Edert nach einigen Minuten. „Donnerwetter, versuche sofort! Anschluß mit den Vorposten zu bekommen.“ „Schön, klappt noch, gut.“ „Fuchs!“ rief Ambrosi mit heller Stimme. An der kleinen Tür, die den Offiziersraum von dem der Mannschaft trennte, erschien das biedere Gesicht des treuen Burtschen des Herrn Oberleutnant. „Zu Befehl!“ salutierte er mit freundschaftlichem Gesicht. „Mach dich bereit, Fuchs, ich muß noch hinüber zu den Jägern, nachschauen, ob auch dort alles vorgeht ist, falls Abkündigung von uns eintreten sollte.“

„Herr Oberleutnant! Ich bin ungenüßlich mehr fort, der ganze Zugang ist schon verneht, die Leute arbeiten wie wild, um Luft und Licht frei zu erhalten.“ „Anfinn, Fuchs, in der kurzen Zeit, die ich hier unter Dach bin, kann sich das Wetter nicht beart verschlimmern haben.“ „Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“

Ambrosi und Edert traten aus der Behausung hinaus — einen Augenblick fuhren beide zurück, der Schnee peitschte ihnen scharfe Nadeln ins Gesicht. Große weiche Massen hatte sich bereits an der Schwelle ihres kleinen Steinestockes angesammelt und verneigten sich in unheimlicher Weise. Edert waren die Leute dabei, die Kameraden hier oben zu besorgen, sie schaukelten mit hartnäckiger Geduld unentwegt an den sich immer mehr anfühmenden Schneemauern, aber erkrankungslos wurden diese von dem Himmel immer wieder auf neue erseht. Die, schwere Floden tangten in buntem, undurchdringbarem Gewirr durch die feuchtesten Lüfte.

„Unmöglich, Oberleutnant, dein Vlag ist bei uns.“ „Ja, kleiner, ein Durchbringen wäre jetzt ein unheimliches Beginnen und deutete auch Gefahr für den braven Fuchs,“ antwortete Ambrosi ernst. „Hoffentlich behalten wir nur die telephonische Verbindung, bis unser Herrgott da oben ein Einsehen haben wird.“

„Sofort Feuer im Unterland ausgeben lassen, Mannschaft abwechselnd Schnee schaufeln.“ „Ist schon gemacht,“ antwortete Ambrosi, „tommandierte Ambrosi, mit besorgten Blicken die schwerarbeitenden Leute prüfend, denen trotz der eifigen Kälte viele Schweißtropfen auf den kalten Gesichtern perlten. „Und du, Edert,“ wandte er sich an den Kameraden, „geh dich in bauernde telephonische Verbindung mit den Vorposten, melde, daß uns hier vollständige Schneeverwehung droht. Wenn möglich, soll man Hilfsmannschaft schicken; ich fürchte aber, den Jägern geht's nicht besser als uns. Bleib im Unterland, ich folge sofort.“

Nach aufmunternden Worten an die Leute eilte Ambrosi dann selbst zum Telephon. „Alles umsonst, Kamerad,“ rief Edert ihm mit erstem Blick entgegen. „Undenbar, gib mir den Hörer selbst.“ Einige bange Minuten des angestrengten Lauschens. „Es rührt sich nichts, nur das Toben und Brausen niedergehender Lawinen drang an sein Ohr.“

„Hält du die Lage für ernst?“ wandte der kleine Leutnant schließlich ein, mit dem bangen Ausdruck kindlichen Hoffens in seinen Augen. „Erst ja, aber keinesfalls für verloren, und vor allem heißt es, Mut und tüpfer Ruhe den Leuten zeigen, sie arbeiten hart und schwer. Sorge, daß die Mannschaft bei der Ablösung sofort kräftig geföhrt wird — aber kein Feuer machen, wir müssen die Luft rein halten im Unterland. Gib ihnen reichlich Rum, der macht warm, ich sorge unterdessen für das andere. Die Konserben müssen kalt verzehrt werden. Vor allem müssen wir Luft, gute Luft hier drinnen behalten.“ „Ambrosi, du fürchtest dich nicht, daß wir hier oben erstickt könnten?“ „Nein, kleiner, ich fürchte gar nichts; ein echter, rechter Soldatend im Regelragen wäre mit auch lieber, wenn es schon sein sollte, aber es kommt ja nicht so weit.“

„Nebde gehorsamst, es scheint noch zu lassen,“ mit diesen Worten polterte Fuchs mit feuerrotem Gesicht und leuchtenden Augen zur Tür hinein, um ersten Male das respektvolle Salutieren bergesend, die Schneeflocken werden kleiner und leichter, der Wind hat sich gemeldet.“ „Gottlos,“ atmete Ambrosi auf.

„Ich will mich aber selbst überzeugen.“ Und schon waren die beiden Offiziere bei ihrer Mannschaf und sahen, daß der brave Fuchs recht hatte. Der aufpeitschende Sturm war einem milden Schneetreiben gewichen. „So werden wir's verpuden, Herr Oberleutnant, und bis morgen früh liegt die Voldhütte wieder frei.“ „Ist Fuchs mit freubigem Gesicht, den Leuten tut's gut, wenn sie alle nachher ein wenig austragen können.“ „Schön, wenn du glaubst,“ antwortete der junge Kommandant des treuen Burtschen, „du kennst dich ja auch mit dem Wetterumschlagen in den Bergen weit wohl, ob die Gefahr abgewendet ist, oder trotzdem Vorstich, Fuchs.“ „Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“

Fuchs schien Recht zu behalten. Gegen Abend hatte selbst das leicht Schneetreiben aufgehört und der Oberleutnant erklärte sich nun gern damit einverstanden, daß die Leute zur Ruhe gingen. Zwei sollten Wache halten, ob das Wetter von Bestand blieb. Er selbst und sein junger Kamerad freuten sich dann auch ermattet auf Lager, die angestrengte Verantwortung der letzten Stunden hatte Ambrosi gegen seinen Willen erschöpft und trotz des Wehrens gegen den ruhebringenden Schlummer konnten sein Augen immer wieder zu. Sein junger Kamerad schlief schon längst den tiefen Schlaf der Jugend, und seine zergemäßen Atemzüge brangen ihn wie ein honores Wägenbild ins Ohr. Pößlich rief eine rauhe Stimme „Herr Oberleutnant —“ mit einem jähen Rud vor Ambrosi emporgeschneht, und schlaftrunken rieb er sich einen Augenblick die Augen; dann erzählte er sofort die erste Situation.

„Was gibst, Fuchs? Was ist geschehen?“

„Wir verpuden's nimmer, Herr Oberleutnant, der Wind hat sich wieder gedreht, der Schnee seit Stunden neu eingelegt. Ich wollte die Herren ruhen lassen, glaube es mit der Mannschaft zu schaffen. Nun geht's nicht weiter, Herr Oberleutnant, die Leute werden verpugt.“

„Allmächtiger Gott!“ und schon war Ambrosi am Lager seines Kameraden, schälte ihn sanft. „Auf, Kamerad, Gefahr in Sicht, schnell!“ Er wartete nicht mehr des jungen Freundes fragendes Erschauen ab. Mit einem Sprung war er draußen bei seinen Leuten.

Wiederhoch hatte sich der Schnee in den paar Stunden vor der kleinen Hütte aufgetürmt. Von dem Firmament war nur mehr ein schwacher Schimmer sichtbar, sonst überall die weiche undurchdringbare Masse, welche die braven Kameraden mit Tobeschrei zu durchbrechen suchten — umsonst. Auf den kalten Gesichtern sah man das Wissen der nahen Gefahr, ihre Muskeln waren von der furchtbarsten Arbeit angezshoolen.

„Mut, Kameraden,“ tönte Ambrosi's Stimme hell, aber mit eifernem Klang. „Der Morgen graut schon, es kommt auch Hilfe von den Kaiserjägern. Bald sind wir durch.“

Ein erster Wind stog zu dem jungen Edert hinüber. Dann warf er selbst den Lieberod und alles Beengende von sich ab, griff mit zur zeltbringenden Schaufel und pfiß ein lustig-frohes Meierlied in die naheende Morgenbännerung hinein. Quersicht schien es, als ob sich in die Augen der Leute ein laßes Raß drängen wollte, dann aber, als auch der kleine frische Leutnant mit seiner schönen Jugendschönheit in das altbekannte Vaterlandsbild einsetzte, schien die Stimmung der Leute wie umgewandelt. Ihre harten Glieder strafften sich zu neubereiter Arbeitskraft und Lust, und bald hörte man von allen Seiten ein laßes Murmeln, das sich in helle, frische Töne umlegte. Allem Wetter zum Trotz ging die Arbeit von flotten — einige ruhten davon, und setzten dann wieder mit neuem Mut zur Ablösung ein. Solange ihr Kommandant ersten Sinnes war, konnte wohl keine erste Gefahr in Sicht sein, jagten sich die braven Tapferen, und er mit der Schaufel in der Hand an der Spitze war ihnen ein leuchtendes Beispiel für Mut, Kraft und Ausdauer, ein Trupfer aller Gefahren.

Niemand ahnte, was in der Seele des jungen Oberleutnants vorging, selbst Edert versuchte nichts aus den undurchdringbaren Jügen des Berges zu lesen. Hand er die Situation wirklich nicht so ernst? Immer wieder begann er nach kurzen Pausen ein neues, erschreckendes Lied anzustimmen. Und es schien wirklich, als ob besonderer Segen jetzt auf dem Schneeberge läge. Der Himmel wurde leichter, und wie es schien, in immer breiter werdenden Streifen lönte er sich über ihnen zum leuchtenden Morgenrot, und ganz plötzlich unter erlösendem Hurra kam die große schwere Schneefalle ins Wanken. „Vorwärts, Kameraden!“ Die Stimme des Kommandanten hatte einen jubelnden Klang. „Zur Seite, Leute!“ Und wie ein leichtes Kartenhaus sank die tobendbringende Mauer in sich zusammen. Bewegt starrten alle das grauig-schöne, gewaltige Naturpiel an — sie waren dem Leben wieder gegeben. „Kameraden, nun dankt alle Gott!“ rief Ambrosi. Ein kräftiges, heißes Frühgebet drang mit hellen Stimmen dem anbrechenden Wintermorgen entgegen.